

(Nachdruck verboten.)

## Arbeit.

8]

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Obgleich der Regen wieder aufgehört hatte, wendete sich auch Lucas dem unteren Beauclair zu. Noch immer kamen Arbeiter aus der Hölle heraus, und Lucas ging zwischen ihnen, die mit verbissenerm Groll die Arbeit wieder angenommen hatten, nach den leidenschaftlichen Tagen des Streits. So sehr hatte die Trauer und die Empörung im Verein mit dem Gefühl seiner Ohnmacht ihn überwältigt, daß er am liebsten noch diesen Abend, noch in dieser Stunde wieder abgereist wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß Jordan es ihm übernehmen könnte. Dieser, der Eigentümer der Erbschere, befand sich in arger Verlegenheit infolge des plötzlichen Todes des alten Ingenieurs, der seinen Hochofen geleitet hatte; er hatte an Lucas geschrieben und ihn gebeten, zu ihm zu kommen, um die Sachlage zu untersuchen und ihm einen guten Rat zu geben. Und als der junge Mann mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit herbeigeeilt war, hatte er einen zweiten Brief vorgelesen, worin Jordan ihm von einem abermaligen Unglücke erzählte: dem plötzlichen tragischen Tode eines Retters in Cannes, wodurch er gezwungen worden, augenblicklich mit seiner Schwester abzureisen und drei Tage fortzubleiben. Er bat ihn, bis Montagabend auf ihn zu warten und sich mittlerweile in dem kleinen Häuschen einzurichten, das er ihm zur Verfügung stelle, und wo er alle Bequemlichkeiten finden werde. Lucas hatte also noch zwei Tage des Wartens vor sich, und beschäftigungslos in die kleine Stadt verschlagen, die er kaum kannte, war er heute vom Hause fortgegangen, um sich ein wenig umzusehen, hatte sogar dem Diener, der ihm beigegeben war, gesagt, daß er nicht zum Diner heimkehren wollte. Er wollte in einem beliebigen Gasthause essen, das ihm unterkommen würde, denn ihn zog vor allem das Volk und seine Lebensweise an, er wollte sehen, vergleichen, Erfahrungen sammeln.

Neue Gedanken stiegen in ihm auf, während er in dem heftigen Winde durch den schwarzen Kot dahinschritt, inmitten des schweren Stapsens der ermüdeten, schweigenden Arbeiter. Er schämte sich der Annäherung von Schwäche, die ihn eben überkommen hatte. Warum sollte er die Flucht ergreifen, wenn er hier das Problem, das ihm so schwer auf der Seele lag, in seiner schneidendsten, unerträglichsten Form vorfand? Er durfte den Kampf nicht fliehen, er mußte den Tatsachen ins Auge sehen, und nur so konnte es ihm vielleicht gelingen, in der Finsternis, in der er sich jetzt noch tastend mühte, den festen, richtigen Weg zu finden. Ein Sohn Pierre und Marie Froments, hatte er gleich seinen Brüdern Matthäus, Marcus und Johannes neben seinen Fachstudien als Ingenieur ein Handwerk erlernt; er war Steinmetz, Architekt und Baumeister; und da er Wert darauf gelegt hatte, in allem selbst mit Hand anzulegen, und manchen Tag in den großen Pariser Werkstätten gearbeitet hatte, war ihm keins der Dramen der Arbeit von heute verborgen, bildete es seinen schönsten Traum, zu dem Frieden bringenden Triumph der Arbeit der Zukunft mit sein Teil beitragen zu können. Aber wie sollte er es anfangen, wo den Nebel ansehen, wie den Gedanken Körper und Leben verleihen, von deren unklaren, verschwommenen Formen seine Seele erfüllt war? Größer und kräftiger als sein Bruder Matthäus, mit dem offenen Gesicht des Manns der That, mit einer hohen Stirn, hinter der ein unaußhörlich tätiger Geist gährte, hatte er bis jetzt nur das Leere umfaßt mit seinen starken Armen, die ungeduldig strebten, eine Welt zu schaffen. Ein plötzlicher Windstoß fuhr heftig hin, ein Sturmwind, der ihn mit heiligem Schauer erfüllte. Hatte eine unbekante Macht ihn als Messias in diesen leidenschaftlichen Erdwinkel gesandt, um die oft erträumte Mission der Erlösung und Beglückung zu erfüllen?

Als Lucas, aus seiner Versunkenheit erwachend, den Kopf hob, sah er, daß er Beauclair erreicht hatte. Vier Hauptstraßen, die auf dem das Centrum bildenden Stadthausplatz zusammenliefen, teilten die Stadt in vier fast gleiche

Teile; und jede dieser Straßen trägt den Namen der benachbarten Stadt, wohin sie führt: die Rue de Brias nach Norden, die Rue de Saint-Eron nach Westen, die Rue de Magnolles nach Osten, die Rue de Formeries nach Süden. Die bedeutendste und belebteste von diesen ist die Rue de Brias mit ihren zahlreichen Geschäften, in der er sich eben befand. Denn in ihrer Nähe liegen alle Fabriken, und sie entsenden nach jedem Arbeitsschluß die dunkle Menge ihrer Arbeiter auf diese Straße. Gerade als er vorüberkam, öffnete sich das Thor der Schuhfabrik Gourier, die dem Bürgermeister gehörte, und heraus drängten die fünfshundert Arbeiter, die hier beschäftigt waren, worunter mehr als zweihundert Frauen und Kinder. Und in den Nebengassen befanden sich das Etablissement Chodorge, wo nur Nägel geschlagen wurden, das Haussersche Senfenwerk, welches jährlich mehr als hunderttausend Senfen und Sicheln liefert, die Fabrik Mirande, die landwirtschaftliche Maschinen erzeugt. Alle hatten sie unter dem Streik in den Stahlwerken gelitten, von denen sie ihr Rohmaterial bezogen. Ueberall hatte der Hunger und das Elend geherrscht, und den hageren, hohlwangigen Menschen, mit denen sie die kotige Straße überschweimten, glühte der Groll in den Augen, zuckte die verhaltene Empörung um den Mund, während sie sich in scheinbar stummer Ergebung in dicht gedrängten Scharen vorwärts schoben. Die ganze Straße, die schwach erhellt war von den im Winde flackernden gelben Gasflammen, war schwarz von der Masse ihrer Gestalten. Und das Gedränge wurde noch vermehrt durch die Schar der Frauen, die, endlich im Besitze einiger Sous, zu den Kaufleuten eilten, um sich den Genuß eines Brots und eines Stückes Fleisch zu gönnen.

Lucas empfing den Eindrud, als befände er sich in einer belagert gewesenen Stadt, am Tage nach der Aufhebung der Belagerung. Gendarmen schritten in der Menge auf und ab, eine ganze bewaffnete Macht, und beobachteten die Leute scharf, als befürchtete man einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten, ein neues Aufblühen der Wut der Unterlegenen, deren frische Wunden noch brannten, eine letzte wahnsinnige Empörung, die die Stadt vollends dem Ruin überliefern würde. Die Arbeitgeber, die bürgerliche Macht mochten über die Lohnsklaven den Sieg davongetragen haben; aber die gefesselten Sklaven waren so gefährlich in ihrer stummen Passivität, daß eine entsetzliche Bitterkeit die Luft erfüllte, und daß man darin den Schreckenshauch wütender Vergeltung und blutiger Massakres wehen fühlte. Ein dumpfes, geheimes Grollen bebte durch diese Scharen, die besiegt und ohnmächtig dahinzogen; und der helle Glanz einer Goldborte, das Blinken einer Waffe da und dort zwischen den Gruppen verriet die uneingestandene Furcht der Herren, welche ihr Siegergefühl hinter den dichten Vorhängen der reichen Häuser bargen. Und die schwarze Masse der Arbeiter, der halbverhungerten Menschen, zog immer noch vorüber, dicht gedrängt, schweigend, gesenkten Hauptes.

Seinen Weg fortsetzend, mengte sich Lucas unter die Gruppen, blieb stehen, hörte zu, beobachtete. So machte er auch Halt vor einem großen Fleischladen, dessen Thüren weit geöffnet waren, und dessen helle Gasflammen die blutigen Fleischstücke bestrahlten. Dacheuz, der Fleischer, ein massiger, apoplektischer Mensch mit großen, vorquellenden Augen in einem dicken, roten Gesicht, stand auf der Schwelle, um seine Waren zu beaufsichtigen, begrüßte mit großer Bestürzung die Mägde der wohlhabenden Häuser und sah mit traurigen Blicks auf die armen Weiber, die hereinkamen. Seit einer kleinen Weile beobachtete er eine große, magere, blonde junge Frau, die blaß, tränklich und verweltet ein hübsches Kind von vier oder fünf Jahren an der Hand führte und am Arm einen großen Korb trug, aus welchem die Hälse von vier Weinflaschen heraussahen. Er hatte die Fauchard erkannt, deren er sich mit ihren fortwährenden Bitten um kleine Kredite kaum erwehren konnte. Als sie Miene machte einzutreten, stellte er ihr fast den Weg.

„Was wollen Sie denn schon wieder, he?“

„Monsieur Dacheuz,“ stammelte Natalie, wenn Sie so gütig sein wollten. . . Sie wissen, daß mein Mann wieder ins Werk gegangen ist, und morgen früh bekommt er einen Vorschuß. Monsieur Cassinag war so gut und hat mir die

vier Liter geborgt, die ich da habe, und wenn Sie nun auch so gütig sein wollten und wollten mir ein Stückchen Fleisch borgen, nur ein Stückchen Fleisch!"

Der Fleischer fuhr sie wütend an, während sein Gesicht Krebsrot wurde.

"Nein, hab' ich Ihnen schon gesagt! Euer Streit hat mich fast zu Grunde gerichtet. Daß ich ein Narr wäre, um Euch noch Vorschub zu leisten! Es wird immer genug Nichtsthuer geben, die die anständigen Leute in ihren Geschäften schädigen. Wenn man nicht genug arbeitet, um sich Fleisch zu verdienen, so braucht man auch kein zu essen."

Er befaßte sich mit Politik, stand auf Seite der Reichen und Starren, war ein gefährlicher, beschränkter, aufbrausender Mensch. Und das Wort „Fleisch“ nahm in seinem Munde eine gewaltige Bedeutung, eine aristokratische Würde an: das heilige Fleisch, die Luxusnahrung, die nur für die Reichen da war, anstatt daß sie für jedermann da sein sollte.

„Sie schulden mir noch vier Francks vom Sommer her,“ fuhr er fort. „Ich muß auch meine Schulden zahlen!“

Natalie sank in sich zusammen und fuhr fort mit leiser, thranender Stimme zu bitten. Aber ein kleiner Vorfall vernichtete auch den letzten Schimmer von Hoffnung für sie. Madame Dacheux, eine kleine, schwarze, häßliche, unbedeutende Frau, die es jedoch, wie man sagte, gleichwohl zuwege brachte, ihrem Mann gewaltige Hörner aufzusetzen, hatte sich mit ihrer kleinen Julienne, einem gesunden, dicken, nunteren Blondkopf von vier Jahren genähert. Der kleine Louis Fauchard hatte ihr trotz seines Elends zugelächelt, und die blühende Julienne, die offenbar von socialen Unterschieden noch nichts wußte, lief auf ihn zu und sagte ihm bei den Händen. Und die beiden Kleinen hatten augenblicklich begonnen, sich fröhlich miteinander zu unterhalten, in kindlicher Unschuld die Versöhnung der Zukunft vorwegnehmend.

„Verdammtter Fraß!“ schrie Dacheux außer sich. „Strabbelst Du mir schon wieder zwischen den Beinen herum? Marsch, dorthin und setz Dich!“

Dann fuhr er seine Frau heftig an und schickte sie zu ihrer Kasse zurück, indem er ihr zurief, sie thäte besser, auf ihr Geld acht zu geben, damit sie nicht wieder bestohlen werde wie vorgestern. Und er wandte sich an alle Leute, die im Laden waren, um ihnen entriistet wieder von diesem Diebstahl zu erzählen, der ihn seit zwei Tagen unablässig beschäftigte und empörte.

„Jawohl, kommt da so ein lumpiges Weib herein und nimmt ein Zinnsfrankstück aus der Kasse, während meine Frau in die Luft gaffte. Sie konnte nicht leugnen, denn sie hatte das Geld noch in der Hand. Die habe ich aber gleich dingfest machen lassen! Jetzt sitzt sie im Gefängnis. Es ist schrecklich, schrecklich! Man wird uns noch ausrauben, ausplündern, wenn wir nicht nach dem Rechten sehen!“

Und mißtrauischen Blicks bewachte er die ausgelegten Fleischstücke, damit die Hungrigen, die Frauen so lange beschäftigungslos gewesener Arbeiter, sie ihm nicht aus dem Schaufenster stahlen, wie sie die lockenden, köstlichen Goldstücke aus den Münzschüsseln der Wechsler stehlen würden.

Lucas sah sodann, wie die Fauchard sich eingeschüchtert entfernte, als fürchte sie, daß der Fleischer einen Gendarmen rufe. Sie überschritt die Straße mit ihrem kleinen Louis und blieb vor einem hell erleuchteten, mit Spiegelscheiben gezierten Bäckerladen stehen, der gerade gegenüber dem Fleischerladen lag, und in dessen offenem Schaufenster gelbe Kuchen und große braune Brote ihre appetitlichen runden Formen den Blicken der Vorübergehenden boten. Mutter und Kind blieben in Betrachtung versunken vor den Broten und Kuchen stehen. Und Lucas vergaß sie für eine Weile, indem er sich für die Vorgänge im Laden intereffierte.

Ein Wagen stand vor der Thür, dem eben ein Bauer mit einem achtjährigen Knaben und einem sechsjährigen Mädchen entstiegen war. In der Kasse sah die Bäckerin, die schöne Madame Mitaine, eine üppige Blondine von fünf- unddreißig Jahren, in die alle Männer des Orts verliebt gewesen waren, ohne sie aber in der Treue gegen ihren Gatten wankend machen zu können, einen blassen, hageren, schweigsamen Mann, den man selten sah, weil er sich fast immer in seiner Wadstube aufhielt. Neben der Frau sah auf dem Bänkelein ihr Sohn Evariste, ein Knabe von zehn Jahren, groß für sein Alter, blond wie sie, mit einem hübschen Gesicht und sanften Augen.

(Fortsetzung folgt.)

24]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Der Assessor lächelte, und Bohrmann sah, wie Mascha die Augen einstrich und die Lippen neigte. Sie stemmte ihren Fuß stärker gegen sein Knie und sagte:

„Zur Strafe für dieses dumme Lachen gehst Du auf der Stelle und unweigerlich ins Hotel und holst mir [meinen braunen Samtcape heraus.“

„Meinetwegen,“ rief der Assessor. „Aber in fünf Minuten bin ich wieder da, und in fünf Minuten steigt ein Bohrmann nicht.“

Raum war der Assessor im Dunkel verschwunden, als Mascha sich hinunterbeugte und flüsterte:

„Komm! Mein Hans, mein Hänsel, ich liebe Dich! Küsse mich! Steh' nicht auf! Bleib' so. Wir wollen glücklich sein! Hier in Ostende . . .“

Hestig beugte sie sich hinab und küßte ihn. Ihre Fingernägel kratzten sich beinahe schmerzhaft in seinen Hals. Dann rief sie wieder:

„Wir wollen glücklich sein! Wir wollen ihn foppen!“  
„Mascha, mit welchem Recht wachst Dein Vetter über Deine Ehre?“

„Sei mein gutes Hänsel! Küß' mich! . . . Still! Er ist schon wieder da!“

Der Assessor stand mit dem Cape in der Hand neben dem Straußkorb.

„Hier, teuerste Mascha,“ sagte er etwas spöttisch. „Holder Stern meiner Nächte, Pharus auf dem Meere meines Lebens, hier ist Dein Cape, auf daß Du Dich nicht erkältest. Wie war Bohrmann? . . . Im Vorübergehen konnte ich wahrnehmen, daß Neumann und Petters sich die Hände schütteln. Er scheint also weich geklopft zu sein. Und Neumann sucht Dich. Er hat mich nach Dir gefragt, was mir sehr schmeichelhaft war.“

Neumann konnte seine Schwägerin wohl nicht gleich finden. So rief er, als er nur wenige Schritte von ihr entfernt war, laut in den stillen Abend hinein:

„Wo bist du denn, Mascha?“

Es klang für Bohrmann wie eine Entweihung des heiligen Meers.

„Hier!“ antwortete Mascha.

„Gotte doch! Und wer ist bei Dir? Nur noch Herr Bohrmann? Also mit der Kiege ist wieder nichts los. Das alte Kameel will die zweihundert Thaler geben, so oft man will. Aber auf eine höhere Ziffer läßt sie sich nicht ein. Die Dummsten sind doch immer die Klügsten. Aber es thut nichts, Petters wird schon so viel spucken, als wir brauchen.“

„Wird's also?“

„Es wird.“

„Dann gratuliere ich Ihnen, lieber Hans, das Kronprinzen-Theater und Ihre Aufführung sind gerettet.“

„Aber, teuerste Freundin, das war doch schon vor vier Wochen . . .“

„Es kommt alles immer anders,“ sagte Neumann tief-sinnig und verschwand in der Richtung, von der man das dramatische R der Szekeal hörte.

„Und wie ist es mit den Aenderungen, lieber Hans?“ fragte Mascha.

„Du lieber Himmel, teuerste Frau Mascha. Ich habe darüber nachgedacht, im Wasser und während die Herrschaften ihre Siesta hielten. Die Siesta kann ich mir nämlich nicht angewöhnen. . . . Es ist nicht anders möglich, als daß ich die Scene im Bühergewand zum vierten Akt zuschlage und daß die Königin im letzten Akt noch einmal mit ihrem ganzen Gefolge auftritt. Aber ich suche vergebens nach einem Grunde des Wiederauftretens. Sie werden sehen, die Einfachheit des Aufbaus wird leiden.“

„Das thut nichts. Das Publikum will was für sein Geld haben; die Szekeal hat ganz recht, entweder großartige Kostüme oder gar keine Kostüme. Es ist überhaupt so mit Stücken. Entweder fürchtbar sittlich oder ein bißchen pudität. . . . Das verstehen Sie nicht? O Du himmlische Unschuld! Nicht, Felix? Findest Du meinen Bohrmann nicht entzündend unschuldig? . . . Nicht böse sein, Bohrmann! Ich bin heute so ausgelassen! Ich möchte . . . In der Sprache haben Sie, glaube ich, das Richtige getroffen. Diese biblische Ausdrucksweise ist oft sehr pikant.“

„Ich habe mir gar nichts dabei gedacht.“  
 „Jedenfalls hat es Herr Petters sehr pikant gefunden. Sie müssen sehr artig gegen ihn sein. Verraten Sie nicht, daß Sie nicht rauchen. Das nimmt man in Bremen übel. Vielleicht können wir ihn veranlassen, daß er Ihnen das Stück abkauft, dann haben wir gewonnen.“

„Das thut man auch? Ein Stück abkaufen?“  
 Der Assessor erzählte lachend die Geschichte eines Dramas, das im vorigen Winter öfter als alle anderen gegeben worden war. Der Name des Verfassers war so berühmt, daß auch Bohrmann ihn gut kannte; schon auf seinem Dorfe hatte er von ihm gehört. Von den Einnahmen dieses Stücks gehörte am Tage der Aufführung weder dem Direktor etwas, noch dem Dichter. Es war in eine Art Aktiengesellschaft verwandelt worden, weil der Dichter einmal im Klub 20 000 M. verloren hatte.

Der Gewinner habe schließlich das Stück auf dem Hals in Zahlung genommen, natürlich erst auf die Bitten seiner Frau, welcher der Dichter den Hof machte. Diese Rechte habe der Gewinner der hübschen Wea abgetreten, die wieder mit dem Direktor irgend welche Geschäfte und andre Dinge trieb. Dieser Direktor sei eigentlich weder Besitzer noch Pächter seines Theaters.

„Schrecklich, schrecklich! Und Sie glauben im Ernst, feuerliche Freundin, daß man auf mein Drama so überschwängliche Hoffnungen setzen wird? Daß es dem Prinzen gut gefallen habe?“

„Nieber Bohrmann, thun Sie mir den einzigen Gefallen und nennen Sie den Prinzen nicht mehr. Ich selbst habe Sie ja gern so neugeboren, so . . . aus dem Ei heraus. Aber mein Vetter da . . . Sie werden doch der Szefal nicht eine Silbe glauben? Das kann man ja nicht mehr lügen nennen, wie die redet. Das sind nur noch Verzierungen.“

Herr Petters mit Doktor Raskel und Doktor Kattowitzer kamen dicht an dem Strandkorb vorüber. Hinter ihnen tauchten die Szefal, Neumann und Doktor Hantinger auf.

„Gemacht?“ rief Mascha.  
 „Ich bin gemacht,“ antwortete Petters.  
 „Er ist gemacht,“ sang Doktor Kattowitzer parodierend, etwa in der Weise eines schlechten Opernfinale.

„Wir sind gemacht,“ fiel Doktor Raskel in zweiter Stimme ein, und die Herren improvisierten einen albernen Chorgesang auf die Worte: Wir sind gemacht. Dann lachten alle, und Bohrmann mußte die Gesellschaft natürlich in ihr Hotel begleiten, wo ziemlich scharf Champagner getrunken wurde. Alle waren in bester Laune. Jedes sagte dem andren nur Angenehmes. Besonders Herr Petters mußte sich lange rühmen lassen, bis er auf eine feierliche Bitte der Szefal großmütig zu verzeihen versprach und Lopinsky erscheinen durfte. Lopinsky umarmte die Szefal, dann umarmte er Herrn Petters und gelobte bei den Gebahren seines unvergeßlichen Vaters, er werde niemals wieder strandeln.

Vollständig wirt suchte Bohrmann spät nach Mitternacht seine Stube auf. Maschas Vetter begleitete ihn in die dreieckige Klappe „nach den Frankfurter Linden von Ostende“, wie er sagte.

Sie schlossen ganz förmliche Freundschaft auf diesem Wege. Der Assessor, der offenbar viel vertragen konnte, fragte den Lehrer ordentlich aus. Bohrmann konnte sich an andern Morgen nur erinnern, daß er geweint und seinem Begleiter seine unglückliche Liebe zu Mascha eingestanden habe.

XXIII.

Der Rechtsanwalt (und Notar) war angekommen und hatte gleich am Morgen eine Schreibstube eingerichtet, im besten Zimmer des Hotels, im Salon der Szefal. Die Damen schienen sich heute wie immer um nichts zu kümmern, als um ihre eignen Toiletten und die der andren. Bei dem neblig schwülen Wetter saßen sie auf der Digue unter dem Zelte des Hotels, keine fünfzig Schritt vom Portal entfernt. Sie lorgnetteten nach dem Badestrande und schwatzten. Aber unaufhörlich gingen einzelne Herren als Boten zwischen ihnen und der improvisierten Schreibstube hin und her.

Die Herren standen vor dem Portal in einem Rudel beifammen. Bohrmann mußte an Berliner Arbeiter vor einer Ausgabestelle des „Intelligenzblatts“ denken, nur daß die Arbeiter sich ruhiger verhielten. Auch fehlte hier der Schützmann, der die Ordnung aufrecht hielt.

„Soll ich hier ebenfalls warten?“ fragte Bohrmann den

Doktor Kattowitzer, weil der nämlich ein Jude war und Bohrmann zu seiner Geschäftskennntnis Zutrauen hatte.

„Sie, edler Dichtergreis? Weshalb sind Sie denn sonst nach Ostende gekommen? Die Dose haben Sie doch in Berlin auch? Wenn Sie von hier abreisen, ohne Kontrakt gemacht zu haben, so sind Sie noch eine höhere Nummer, als ich glaubt hätte.“

„Was geht denn hier vor?“ fragte Bohrmann. Ich höre so vieles, aber ich habe bisher nicht recht verstanden. Die Dame und die Künstler kann ich doch nicht danach fragen. Es wäre sehr gütig von Ihnen, lieber Herr . . .“

Bohrmann unterbrach sich, weil er nicht wußte, ob er zu Doktor Kattowitzer Amtsbruder oder gar Kollega sagen durfte.

„Eingeweiht bin ich auch nicht, edler Dichtergreis. Aber was hier vorgeht, das kann ein Blinder bei Nacht sehen. Da macht zuerst Herr Neumann, der schuldenfreie Besitzer des Grundstücks . . .“

„Welches Grundstücks, verehrter Herr Kollega?“

„Der Kunsttempel, welchen Sie Kronprinzen-Theater nennen, Sie letzter Minnesänger, ist vom Standpunkt seines Besitzers ein Grundstück. Ob darauf Kartoffel wachsen oder Theater gespielt wird, ist Herrn Neumann egal, wie Herr Neumann mit Recht sagen würde. Er verpachtet also sein Grundstück an Schmidt-Lesébvre, weil der eine Konzession hat. Auf Stempelpapier stehen da sehr viele Paragraphen, in denen nicht einmal ich mich zurechtfinden würde, geschweige denn der wilde Konrad, der viel mehr hätte heraus schlagen können, wenn er nicht auch so ein Idealist wäre. Dann schließt Herr Direktor Schmidt-Lesébvre mit dem Herrn Direktor Stanislaus Lopinsky einen ebenso knifflischen Vertrag. Auch auf Stempelpapier. Hierauf erst übernimmt Herr Petters die Garantie für die Pachtsumme, ich weiß nicht für wie viele Jahre. Das ist der Hauptvertrag. Und ich wette darauf, die beiden Direktoren bekommen ihr Stempelpapier erst in die Hand, wenn der große Petters unterschrieben hat. Neumann ist ein Gemütsmensch. Es will mich bedünken, daß diese heilige Handlung sich eben vollzogen hat.“

Wirklich erschienen in diesem Augenblicke die beiden Direktoren an einem Fenster des ersten Stockwerks. Lopinsky warf den Damen eine Aushand zu, hielt sich aber sonst in seinem schwarzen Rocke nicht weniger würdig als an gewöhnlichen Tagen. Schmidt-Lesébvre sah wie berauscht aus. Er fiel Lopinsky an die Brust und schluchzte.

(Fortsetzung folgt.)

**Kleines Feuilleton.**

oo. Der Baumkultus ist sehr verbreitet; wie der Franzose J. Constantin in seiner vor kurzem erschienenen Studie über die Religion der Urvölker mitteilt, findet man diesen Kultus bei allen jetzt lebenden wilden Völkern, in Afrika, in Amerika und in Australien, und bei allen heidnischen Stämmen, die ehemals Europa und Asien bewohnten. Als Darwin im Jahre 1833 Südamerika erkundete und sich in Argentinien aufhielt, sah er eines Tags einen berühmten Mann, den die Indianer als die Hauptoffenbarung des unter der Erde wohnenden Gottes Wallisqu oder Kamalast verehren. Dieser Mann steht inmitten einer Ebene, so daß er weithin sichtbar ist. „Sobald die Indianer ihn erblicken,“ sagt Darwin, „drücken sie ihre Verehrung durch lautes Schreien aus. Da wir im Winter leben, hat der Baum keine Blätter; aber an ihrer Stelle sieht man zahllose Äden, an welchen Opfergaben hängen, die in Cigarren, Brot, Fleisch, Stoff usw. bestehen. Die armen Indianer, die nichts Besseres zu bieten haben, nehmen wenigstens einen Gaben aus der Tasche und bringen ihn mit den Zweigen des Baumes in Verbindung. Die Reichen haben die Gewohnheit, in ein Loch, das sich am Baum befindet, Getreidespiritus zu gießen; dann lassen sie sich nieder und beginnen zu rauchen, wobei sie genau darauf sehen, daß der Rauch nach oben geht, wodurch sie dem Wallisqu eine große Freude zu bereiten glauben.“ Bei den Achantis, in der Nigergegend brachte man vor einigen Jahren den heiligen Bäumen Opfer, und zwar Nahrungsmittel und Stoffen. In Dahomey sah Desmarchais im vorigen Jahrhundert, während seiner Reise nach Guinea, wie man Stränke unter Bäume legte, welchen man heilkräftige Wirkungen zuschrieb, und Richardson erzählt, daß man im Reiche Bornu, westlich vom Tschadsee, vor dem Uebertritt der Bevölkerung zum Islam Bäume aller Art anbetete; es gab in der Umgegend fünf oder sechs heilige Bäume, und man opferte ihnen Rinder und Hammel; bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten gab sich der Sultan des Landes, unter großer Prachtentfaltung, zu einem dieser Baumstämme. Ein ähnlicher Kultus existiert noch heute in Aegypten; vor wenigen Jahren konnte man in der Nähe von

Stairo einen ehrwürdigen Baum mit breitem Geäst bewundern; die Skiroten nannten ihn einen großen Arzt (Halim-Rebir) und pilgerten zu ihm, um sich von allen Fiebererkrankungen kurieren zu lassen. Die Kranken knieten dicht bei den Wurzeln nieder und sagten Gebete her; die Zweige des Baumes bedeckte man mit den verschiedenartigsten Kleidungsstücken. Die Heiligkeit des Baumes war so groß, daß die Gläubigen es als eine Profanation betrachteten, wenn man ihn zeichnen wollte. Dasselbe Ueberleben altheidnischen Glaubens kam man in Persien beobachten. Und daß das Christentum gleichfalls gegen derartige Religionsgebräuche zu kämpfen hatte, dürfte allgemein bekannt sein. Im vierten Jahrhundert gab es bei Angerre einen heiligen Baum, der mit Siegeszeichen geschmückt und von dem Volk so verehrt wurde, daß man seinen Fall allgemein als einen Triumph der Christen betrachtete. Jedermann weiß, daß die alten Germanen und Slaven die Eiche verehrten. Unter den Bäumen, die in den alten Religionen Asiens eine Rolle spielen, nimmt der Feigenbaum der Pagoden den ersten Rang ein. Das Aussehen dieses Baumes ist wunderbar. Wenn man sich einem Exemplar dieser Art nähert, glaubt man, in einen Wald eingetreten, der manchmal 500 Meter im Umfang hat. Man sieht Tausende von Stämmen, die zuerst den Eindruck machen, als ob sie zu ebenso viel verschiedenen Bäumen gehörten; bald aber bemerkt man, daß die Zweige alle unter einander verbunden sind. Der Baum ist horizontal und wird von sehr zahlreichen und sehr dicken Wurzeln gestützt, die mit den Ästen eines riesigen Ungeheuers verglichen werden können. Wahrscheinlich infolge dieser seltsamen Eigenschaften spielt der „agvattha“ oder „ficus religiosa“ im Buddhismus eine so bedeutende Rolle. Es ist der Baum der Weisheit, der Baum, der weder Anfang noch Ende hat, der seine Wurzeln oben, seine Zweige unten trägt, der Baum, auf welchem alle Welten ruhen.“ Als Dalka-Muni im 6. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung geboren wurde, sproßte (so heißt es in den buddhistischen Legenden) ein wunderbarer „agvattha“-Schaft inmitten des Weltalls. Bis auf den heutigen Tag kennt man in Indien den Kultus des heiligen Feigenbaums; „agvattha“ ist besonders dem Gotte Wischnu geweiht. Dieser Baumkultus ist übrigens noch weit älter als der Buddhismus selbst, denn schon in dem tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung verfaßten Rig-Veda findet sich eine Anspielung auf den Baum, „der die fastige Feige trägt“.

**Theater.**

oe. Die Schlierseer sind wieder in Berlin. Unter den mancherlei süddeutschen Dialekt-Schauspielern nehmen sie, wenn wir nicht irren, die Ehre in Anspruch, die ersten gewesen zu sein, die ihre Art Kunst in die Welt hinausgetragen haben. Dam sind die Schlierseer natürlich auch stolz darauf, daß ein so angesehenes Mann wie der Münchener Hofschauspieler Konrad Dreher sein Regietalent auf sie verwandt und sie erst richtig bühnenfähig gemacht hat. Bei ihrem Gastspiel in vornehmen Neuen Theater führten sie, also aufs beste vorbereitet, das altbekannte Liederl vom Schliersee auf. Ging's lustig im Stück zu bei Tanz und harmloser Fopperie, dann taute den Kesslern das Herz auf, und jeder, der sich noch ein bißchen Empfinden für Naturfrische bewahrt hat, mußte gleichfalls aus vollem Herzen mitlachen. Auch wenn Michael Dengg, neben dem Komiker Kaver Terofal wohl der bedeutendste Darsteller der Truppe, den selbstbewußten Bauernstumm in schlichter Ursprünglichkeit verlorperte, konnte man sich freuen an einer Kunst, die ihren Zusammenhang mit dem Heimatboden wohl zu bewahren gewußt hat. Wehe aber, wenn die Handlung in Bühnen-Sentimentalität auszuarten drohte, wenn die Birch-Pfeifferei ihr häßliches Treiben begann. Dam standen die Schlierseer besonnen da, dann trat aus Licht, daß doch nur das Weirwerk, der Schußplattentanz und die Späße echt waren, daß aber die wehleidige Liebesqual oberflächliches Memorierwerk geblieben. Herr Hans Keuert, der Dichter des Stück, hat sein Gewissen schwer damit belastet, daß er zwei Leuten, wie Anna Dengg und dem schmunden Joseph Berger zuweilen eine Bespreiztheit zumutete, in der sie sich aller äußeren Routine zum Trotz nie wohl fühlen können.

**Aus dem Tierleben.**

— Das Moor-Schneehuhn. Unter dem Namen „Grouse“ bezeichnet man ein Moor-Schneehuhn, welches in dem nördlichsten Lande seines Vorkommens, in Schottland, nie das weiße Wintergefieder des Moor-Schneehuhns anlegt, sondern zu allen Jahreszeiten seine braune Sommertracht behält. Dieser Umstand gab Veranlassung, das Tier als das schottische Schneehuhn zu bezeichnen, und es hierdurch von dem Moor-Schneehuhn zu trennen, welche Abzweigung aber völlig ungerechtfertigt ist, denn Moor-Schneehuhn, schottisches Schneehuhn und Grouse bezeichnet ein und dasselbe Tier. Auch hinsichtlich seiner Lebensweise wie in seiner Größe weicht die Grouse in nichts von dem Moor-Schneehuhn ab, sie ist lediglich als eine Abart des letzteren zu betrachten, hervorgerufen durch das südlichere, mildere Klima. Die Heimat des Moor-Schneehuhns bilden die großen, sumpfigen, mit Moos und Heidelbeeren, Birken und Weiden bewachsenen Moore und Heiden in den Hochebenen der Länder nördlicher Breitengrade, Finnlands, der russischen Ostsee- und Skandinavien. Auf seinen winterlichen Streifzügen ist es bis nach Ostpreußen vorgedrungen und hat

zwischen Lissit und Memel zu verschiedenen Malen gebrütet, ja es kam hier sogar an einzelnen Orten als eingebürgert betrachtet werden. In den alpinen Regionen südlicher Breiten kommt es aber niemals vor, wird hier vielmehr durch das Alpen-Schneehuhn vertreten. Die Grouse dagegen, jene Abart des Moor-Schneehuhns, bewohnt die Torfmoore Großbritanniens mit Ausnahme Irlands und kommt bis zu den Hebriden und Orkneyinseln hinauf vor.

Die Tiere sind hochbegabt, dreist und mutig, laufen ungemein schnell, fliegen leicht und schön und klettern nie auf. Im Herbst und Winter vereinigen sie sich zu Ketten von verschiedener Stärke, und dort, wo sie nicht verfolgt werden, sind die Tiere zutraulich und wenig scheu. Die Balz erfolgt im Frühling, und der Balzruf ist ein schnurrendes „Gabauf“, dem ein näselndes, wie ein Hohnlachendes „Errededel-ed-el“ folgt. Diese „Liebestöne“ beantwortet das Weibchen mit „Jad, jad“. Die Balzrufe werden von tonischen Balzbewegungen begleitet, die einen lächerlich-stolzen Anstand zeigen; die Nase werden mit jedesmaligem starken Vor- und Rückwärtsneigen des ganzen Körpers ausgeführt. Das Moor-Schneehuhn lebt, mit Ausschluß des Winters, paarweise. Die Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen mancherlei Art, die vor dem Huhn fast nur des Nachts aufgenommen werden; im Winter bilden Birken- und Weidenknospen teilweise die ausschließliche Nahrung der Tiere. Das Nest stellt eine flache Mulde dar, die spärlich mit etwas Genieß und einigen Federn des Huhns ausgelegt ist. Es ist stets an sonnigen Abhängen, gut versteckt unter Gestrüpp, im Gebüsch oder im Haidekraut, angelegt und enthält Ende Mai bis Ende Juni 6-16 Eier. Diese sind bei der Grouse erheblich größer als bei der Stammform, dem Moor-Schneehuhn. Der Hahn bewacht die brütende Henne und wartet bei jeder Erscheinung mit einem vernehmlichen „Gabauf, Gabauf“. Eine erfolgreiche Einbürgerung der Grouse in Deutschland kam nur dort vorgenommen werden, wo das Tier ähnliche Wohnplätze findet wie in seiner Heimat, also Moorstreifen und Haidekrautflächen müssen im Jagdrevier unbedingt vorhanden sein. („Haus, Hof, Garten.“)

**Humoristisches.**

— Das Nichtigere. Lehrling A.: Deine Meisterin scheint ein rechter Stockfisch zu sein!  
Lehrling B. (der kurz vorher Mantischellen von ihr bekommen): „Schon mehr Schellfisch!“  
— Ein schöner Sieg. Vater: „Ist der lästige Drehorgelspieler endlich weg?“  
Tochter (triumphierend): „Ja Papa, ich habe zwölfmal das „Gebet einer Jungfrau“ gespielt, da hat er das Feld geräumt.“  
— Betrachtung. Dichterling (vor einem Weidenbaum stehend): „Wie harmlos so eine Weide aussieht — man glaubt gar nicht, daß Papierkörbe aus ihr gemacht werden!“ („Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Die Deutsche Genossenschafts-Bühne veranstaltet Anfang Mai dieses Jahres im Thalia-Theater eine Probe-Serie von zehn Abend-Aufführungen, darunter drei Premieren-Abende. Zur Aufführung gelangen: Am 1. Premieren-Abend „Frau Eva“, ein dreiaktiges Schauspiel, am 2. Premieren-Abend „Die Kuh“, ein Zweiakter, und „s Mailatt“, ein Einakter, am 3. Premieren-Abend „Der Rosenkranz“, eine dramatische Scene, und „Dreas Frau“, eine Komödie in 2 Akten. Die Namen der Autoren werden erst nach der Aufführung bekannt gegeben. Ein Premieren-Anteilschein zu einem Platz (Voge. 1. Rang Balkon oder Parterre) für alle drei Premieren und zur Beteiligung am Gewinn des Unternehmens berechtigt, kostet 10 M.  
— Zugstücke des „Deutschen Theaters“. Unter der Direktion Brahm haben an Gesamteinnahmen zu verzeichnen: Die Weber“ 474 954,28 M., „Verjunkte Glode 459 875 M., „Zufriemann Henkel“ 245 227,25 M., „Morituri“ 177 559 M., „Johannes“ 337 564,40 M., „Chrauo von Vergerac“ 232 328,65 M., „Probekandidat“ 371 497,59 M., „Rosenmontag“ 281 553,70 M.; zusammen 2 580 559,87 M. Dementsprechend sind die Lantimen. So z. B. hat Gerhart Hauptmann mit neuen und alten Stücken zusammen rund 176 885,72 Mark allein vom Deutschen Theater erhalten.  
— Saint-Saëns „Barbaren“ werden im Oktober in der Pariser Großen Oper zur Aufführung gelangen.  
— Am 1. Oktober kommen zwei Stipendien der Frlg Mendelssohn-Bartholdyschen Stiftung für befähigte und freibeamte Musiker zur Verleihung. Jedes derselben beträgt 1500 M. Das eine ist für Komposition, das andre für ausübende Tonkünstler bestimmt.  
— Die Rationalgalerie hat ein reiches Geschenk erhalten: Bilder von Segantini, Bödlin, Leibl, Zorn; Skulpturen von Max Klinger („Amphitrite“), August Rodin, Wandertappen. Die Kunstwerke sind von heute ab im zweiten Corneliussaale öffentlich ausgestellt.  
— Das Schiff der deutschen Südpolarexpedition ist gestern in Kiel glücklich vom Stapel gelaufen; es erhielt den Namen „Gauß“.